



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

PHILIP
KERR

TROPEN

THRILLER  **DIE
FALSCH
NEUN**

AUS DEM ENGLISCHEN VON
HANNES MEYER UND SIMONE JAKOB

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »False Nine«
im Verlag Head of Zeus, London

© 2015 by thynKER ltd

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Herburg Weiland, München

unter Verwendung eines Fotos von © Jon Kennedy, Mavro Design

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50219-0

Dieses Buch ist meinem guten Freund Jonathan Taylor gewidmet.

Der Begriff »Falsche Neun« bezeichnet einen Spieler, der eigentlich als einzige Spitze eingesetzt ist, sich im Kampf um den Ball aber auch weit zurückfallen lässt, um die gegnerischen Innenverteidiger aus ihrer Hälfte zu locken, damit seine Mannschaftskameraden hinter der Abwehr Raum finden und Torchancen nutzen können.

Kieran Robinson

KAPITEL 1

Wenn ich ein bisschen Aufmunterung brauche, lese ich immer auf Twitter ein paar Tweets über mich selbst und bin jedes Mal zutiefst beeindruckt vom wahren Sportsgeist und der grundlegenden Fairness der britischen Öffentlichkeit.

Manson, du nichtsnutziger Drecksack! Deine beste Leistung bei City war deine Kündigung. #CityinderKrise

Hast du wirklich gekündigt, Manson? Oder wurdest du gefeuert wie die ganzen anderen überbezahlten Hackfressen von Trainern? #CityinderKrise

Du lässt uns hängen, Manson. Hättest du nicht hingeworfen, hätten wir jetzt nicht Kolchak am Hals und wären Viertletzter. #CityinderKrise

Komm zurück in die Crown of Thorns, Scott. Mourinho hat's auch getan. Warum nicht du? Alles ist vergeben und vergessen. #CityinderKrise

Dein Gelaber bei @BBCMOTD über Chelsea hältst du wohl für besonders schlau, du schwarzer Klugscheißer. Colin Murray ist nichts gegen dich.

Bloß weil du auf dem Cover der *GQ* warst, heißt das noch lange nicht, dass du kein Hurensohn bist, Manson. Ein schwarzer Hurensohn im Maßanzug.

Komm zurück, Scott. Seit du weg bist, ist Fußball kacke. Kolchak ist einfach zu dämlich. #CityinderKrise

Wann verrätst du endlich, warum du City verlassen hast, Manson? Dein Schweigen schadet dem Verein. #CityinderKrise

Ich bin eigentlich nur bei Twitter, weil mein Verleger meint, dass das den Verkauf meines Buchs in der Vorweihnachtszeit ankurbelt. Es gibt eine neue Taschenbuchauflage mit einem Extrakapitel über mein kurzes Gastspiel bei London City. Nicht, dass viel drinstehen würde. Ich hatte dem Clubeigentümer, Viktor Sokolnikow, eine Geheimhaltungsverpflichtung unterschreiben müssen, also darf ich nicht enthüllen, warum ich den Verein verlassen habe, was hauptsächlich mit Bekim Develis Tod zusammenhing, soweit ich das sagen darf. Das neue Kapitel musste natürlich von Viktors Anwälten abgesegnet werden. Um ehrlich zu sein ist es nicht das Papier wert, auf dem es gedruckt ist, und kein Tweet der Welt kann daran etwas ändern.

Ich bin kein Fan von Social Media. Ich glaube, wir wären alle besser dran, wenn jeder Tweet fünf Pence kosten würde oder man vor dem Abschicken eine Briefmarke draufkleben müsste. Die Meinung der meisten Leute, einschließlich meiner, ist einen Scheiß wert. Und damit meine ich die der Vernünftigen. Klar gibt's auch jede Menge Hass auf Twitter, und ein Großteil davon hat mit Fußball zu tun. In gewisser Weise überrascht mich das nicht. Früher, als eine Stadionzeitung nur ein Pfund gekostet hat und ein Ticket nicht mehr als zehn, waren die Leute im Fuß-

ball etwas nachsichtiger. Heute, wo man für ein Ticket bei einem Spitzenverein wie ManU sechs, sieben Mal so viel abdrücken muss, ist es verzeihlich, dass die Fans mehr von ihrer Mannschaft erwarten. Na ja, fast.

Das Komische ist, dass ich die netten Sachen, die die Leute über mich twittern, nie groß beachte, aber bei Beleidigungen und Beschimpfungen kann ich irgendwie nicht anders. Ich bemühe mich zwar, sie zu ignorieren, aber das ist schwer, okay? Da hat Twitter was von einer Flugreise; wenn alles gut läuft, macht man sich keine großen Gedanken, aber man kann gar nicht anders, als sich Gedanken zu machen, wenn irgendwas schiefgeht. Seltsam auch, dass ein kleiner Teil von mir findet, dass die negativen Tweets immer auch ein Körnchen Wahrheit enthalten. Wie dieser hier:

Hättest du es drauf, wärst du jetzt bei nem anderen Verein, Manson. Ohne Zarco würdest du immer noch Hütchen einsammeln.

Oder dieser:

Tief in dir drin wusstest du doch, dass das eine Nummer zu groß war für dich. Deshalb hast du verkackt, du Vollpfosten. #CityinderKrise

Und manchmal, wenn auch eher selten, liest man etwas, was für das Spiel selbst interessant ist. Wie der hier:

Du hast nie kapiert, dass es beim Passen nicht darum geht, den Ball von A nach B zu bewegen, sondern einen freien Mann zu finden.

Oder der:

Das Problem im englischen Fußball ist, dass jeder sich für Stanley Matthews hält. Nicht dribbeln, laufen! Laufft, um zu provozieren.

Für Fußballtrainer ist Arbeitslosigkeit eigentlich der Standard. Seinen Job zu verlieren – oder kündigen zu müssen, weil er unhaltbar geworden ist – ist so unvermeidlich, wie ein paar Eigentore zu schießen, wenn man ein guter Vierer ist. Wie Platon schon sagte: *Shit happens*. Es tut immer weh, eine Mannschaft zu verlieren, die man trainiert hat, aber der hohe Lohn bei Erfolgen bedeutet, dass es auch ein hohes Risiko gibt, zu scheitern. Es ist wie bei Kapitalanlagen; immer, wenn ich mit meinem Vermögensberater essen gehe, erinnert er mich an die fünf Typen von Risikobereitschaft: risikoscheu, sicherheitsorientiert, ausgeglichen, gewinnorientiert, risikofreudig. Ich würde mich als sicherheitsorientiert einstufen, mit Neigung zu Optionen, die ein geringes Risiko, aber gleichzeitig auch nur ein begrenztes Ertragspotential bergen. Im Fußball ist das anders. Da geht's immer um alles oder nichts: Wer nicht risikofreudig ist, hat auf der Trainerbank nichts verloren. Jeder, der das bezweifelt, braucht sich nur Mourinhos Haarfarbe anzusehen oder die Falten in Arsène Wengers und Manuel Pellegrinis Gesicht. Ohne Scheiß, erst wenn man seinen Job mal verloren hat, kann man von sich behaupten, sich seine Sporen verdient zu haben. Und machen wir uns nichts vor, der Trainer-Buhmann von heute kann schon morgen der nächste Messias sein. Brian Clough ist das beste Beispiel für einen Trainer, der bei einem Verein spektakulär gescheitert ist und beim nächsten herausragende Erfolge erzielt hat. Es ist eine verführerische Vorstellung, dass Leeds United zwei Europapokale in Folge gewonnen hätte, wenn sie nicht das Vertrauen

in Clough verloren hätten. Genau genommen bin ich mir sicher, dass es so gekommen wäre.

Trotzdem ist es hart, kein Trainer mehr zu sein. Im Sommer war es leichter, aber jetzt, wo die Saison in vollem Gange ist, will ich einfach nur mit einer Mannschaft auf dem Platz sein – und wenn ich nur die Hütchen einsammle. Das Spiel fehlt mir, die Jungs von London City sogar noch mehr. Manchmal so sehr, dass es mich ganz krank macht. Im Moment komme ich mir als Person unvollständig vor. Ziellos. Etioliert. Das ist ein gutes Wort für einen arbeitslosen Trainer: Es bedeutet, seinen Elan und seine Substanz zu verlieren oder wegen Lichtmangels blass und verkümmert zu sein. Genauso fühle ich mich: etioliert. Aber so ein Wort darf man nicht bei *Match of the Day* benutzen, sonst laden sie einen kein zweites Mal ein. Ich sehe die Tweets schon vor mir.

Tatsache ist, man ist nur dann ein Trainer, wenn man jemanden trainiert, wie Harry Redknapp sagen würde. Wenn nicht – wenn man nur als Experte bei *Match of the Day* oder als Kandidat bei *A Question of Sport* auftritt –, was ist man dann eigentlich noch? Keine Ahnung, was genau ich überhaupt noch bin. Es gibt einen Tweet, der das ganz gut zusammenfasst, wie ich finde:

Jetzt, wo du nicht mehr bei City bist, Manson, wirst du merken: Im Fußball bist du nur ein Wichser unter vielen.

Jawoll, das trifft's. Im Fußball bin ich nur ein Wichser unter vielen. Das ist weit schlimmer, als ein kellnernder Schauspieler zu sein, da ahnt ja schließlich niemand, dass man »eigentlich« Schauspieler ist. Aber ist man ein arbeitsloser Fußballtrainer, wissen gleich Gott und die Welt Bescheid. Wie der Typ neben mir heute Vormittag im Flieger nach Edinburgh.

»Sie finden sicher bald was Neues«, sagte er tröstend. »Als

David Moyes von United gefeuert wurde, hab ich gleich gesagt, der trainiert bald wieder einen Spitzenverein. Bei Ihnen wird es genauso sein, jede Wette.«

»Ich wurde nicht gefeuert. Ich hab gekündigt.«

»Ist doch jedes Jahr dasselbe, Reise nach Jerusalem. Wissen Sie, Scott, ich glaube, wenn ein Verein Probleme hat, sollten die Leute im Hinterkopf behalten, dass ein Trainer Zeit braucht, um das Ruder herumzureißen. Gibt man ihm die, wird er es seinen Kritikern schon zeigen. In der Wirtschaft ist es ganz ähnlich. Nehmen Sie Marks & Spencer. Wie viele Geschäftsführer hatte Marks & Spencer, seit Sir Richard Greenbury 1999 seinen Hut genommen hat?«

»Keine Ahnung.«

»Schuld ist nicht der Geschäftsführer, sondern das ganze Einzelhandelskonzept. Tatsache ist, die Leute wollen ihre Klamotten nicht am selben Ort kaufen wie ihre Sandwiches. Stimmt's oder hab ich recht?«

Mit Blick auf die Kleidung meines Sitznachbarn war ich mir da nicht so sicher. In dem braunen Anzug zum lachsfarbenen Hemd hatte er etwas von einem Krabbensandwich, aber ich nickte nur höflich und wartete ungeduldig auf den Moment, in dem ich mich wieder in Roy Keanes fesselndes Buch vertiefen konnte. Er kam nie, und als ich von Bord ging, wünschte ich mir, ich hätte Kappe und Sonnenbrille getragen wie Ian Wright. Ich mag zwar weder Sonnenbrillen noch Kappen, aber noch weniger mag ich Fußball-Smalltalk mit Fremden. Da seh ich lieber selbst aus wie ein Vollpfosten, als mich den gesamten Flug über mit einem zu unterhalten.

Es war seltsam, nach so vielen Jahren wieder nach Edinburgh zurückzukommen. Eigentlich hätte ich mich hier mehr zu Hause fühlen müssen – immerhin hatte ich einen Großteil meiner Jugend hier verbracht –, aber ich tat es nicht. Stattdessen hätte ich

mir nicht fremder oder mehr fehl am Platz vorkommen können. Und es lag nicht nur an der Vergangenheit, dass mir Schottland wie Ausland vorkam, oder an dem Referendum, das vor kurzem stattgefunden hatte. Ich hatte den Hass der Schotten auf die Engländer schon als Junge nicht geteilt, und heute teilte ich ihn noch viel weniger, besonders, seit ich meine Zelte in London aufgeschlagen hatte. Nein, ich fühlte mich aus einem viel persönlicheren Grund isoliert. Denn ehrlich gesagt hatte ich mich wegen meiner Hautfarbe nie so recht als echter Schotte fühlen können. Alle Kinder in meiner Klasse waren sommersprossige, grünäugige Kelten, ich dagegen ein halber Schwarzer – oder, wie die Schotten mich früher nannten, »ein Halbblut« –, weshalb man mir den Spitznamen Negerkuss gab. Selbst meine Lehrer in Edinburgh haben mich so genannt, und obwohl ich es nie gezeigt hätte, tat es weh. Ziemlich sogar. Und ich habe es immer als bittere Ironie des Schicksals empfunden, dass ich, sobald ich auf eine Schule in England wechselte – mit einem schottischen Akzent, den ich seitdem längst abgestreift habe – den Spitznamen Jock bekam. Nicht, dass die Jungs der Northampton School for Boys nicht rassistisch gewesen wären, aber sie waren es zumindest weit weniger als ihre schottischen Pendants.

Ich hatte das Glück, dass notfalls ein Platz im Vorstand der Firma meines Vaters auf mich wartete, aber das hielt mich natürlich nicht davon ab, mich umzusehen, was es da draußen sonst noch so gab. Tempest O'Brien, meine Agentin, war der festen Überzeugung, es sei wichtig für mich, mich mit so vielen Leuten wie möglich zu treffen.

»Nicht nur deine Leistungen machen dich zu einem guten Fang«, sagte sie zu mir, »sondern du als Ganzes, das GQ-Gesamtpaket. Du bist einer der eloquentesten und intelligentesten Männer, die ich kenne, Scott. Scheiße, fast hätte ich gesagt, im Fußball, aber das heißt nicht viel, stimmt's? Außerdem halte ich

es für absolut notwendig, dass die Leute sehen, dass du dich nicht einfach nur zurücklehnst und von deinen – laut den Zeitungen beträchtlichen – Einkünften als einer der Direktoren von Pedila Sports lebst. Also ist es wichtig, dass du das runterspielst. Wenn die Leute glauben, dass du nicht arbeiten musst, werden sie versuchen, dich billig einzukaufen. Darum schicke ich dich zuerst nach Edinburgh. Bei den Hibs ist eine Stelle frei. Niemand wird versuchen, dich billiger einzukaufen als ein Club der Scottish Championship. Ich weiß, dein Vater ist eingefleischter Hearts-Fan, aber rede doch mal mit denen, das wäre ein guter Anfang. Besser, du machst da ein paar Fehler und feilst an deinen Vorstellungsgespräch-Techniken, wo es noch keine Rolle spielt, als irgendwo, wo es wichtig ist, wie in Nizza oder Shanghai.«

»Shanghai? Was zum Teufel soll ich in Shanghai?«

»Hast du *Skyfall* nicht gesehen, den Bond-Film? Shanghai ist eine der futuristischsten Städte der Welt und schwimmt in Geld. Da zu arbeiten wäre eine gute Erfahrung. Besonders, wenn die Chinesen anfangen, Fußballvereine in Europa aufzukaufen. Und laut Gerüchteküche haben sie genau das vor. Die Chinesen sind ein zupackendes Volk, Scott, und zupacken werden sie. Wenn die Russen die Schnauze voll von ihren Vereinen haben oder wenn sie nach dem Zusammenbruch des Rubels irgendwann gezwungen sind, sie zu verramschen, an wen werden sie dann verkaufen? An die Chinesen natürlich. In zwanzig Jahren sind die Chinesen die Nummer eins der Wirtschaftssupermächte. Und wenn China die Welt regiert, ist Shanghai die Hauptstadt dieser Welt. Sie haben da im Dezember 2007 angefangen, eine neue Straßenbahn zu bauen, und weniger als zwei Jahre später war sie fertig. Vergleich das mal mit Edinburgh. Wie lange haben die da an ihrer Bahn rumgebastelt? Sieben Jahre? Eine Milliarde Pfund hat die gekostet, und die Schotten nörgeln immer noch rum wegen der Unabhängigkeit.«

Die Straßenbahn – die vom Edinburgh Airport direkt in die Straße meines Hotels fahren sollte – war an diesem Vormittag gerade außer Betrieb; ein Stromausfall, wie man mir sagte. Also nahm ich den Bus. Kein sehr verheißungsvoller Anfang. Und Tempest hatte noch in einem weiteren Punkt recht: Die Schotten nörgelten tatsächlich immer noch wegen der Unabhängigkeit rum.

Ich checkte im Balmoral Hotel ein, aß im nahegelegenen Café Royal Austern und ging dann den Leith Walk runter zur Easter Road, um mir das Spiel von Hibernian Edinburgh gegen Queen of the South anzusehen. Stadion und Spielfeld waren besser, als ich sie in Erinnerung hatte, und offenbar waren nur zwischen zwölf- und fünfzehntausend Leute da – ein himmelweiter Unterschied zur Rekordbesucherzahl von 1950, als beim Spiel der Hibs gegen ihren Lokalrivalen, die Hearts, fünfundsechzigtausend Menschen zuschauten. Es war ein kalter, sonniger Nachmittag, ideal für eine Partie Fußball, und obwohl die Gastgeber fast das gesamte Spiel dominierten, konnten sie ihre Torchancen nicht nutzen. Paul Hanlon und Scott Allan hatten die Tore schon auf dem Fuß, doch die Hibs verpassten die Gelegenheit, mit einer Mannschaft punktgleich zu ziehen, die sie locker hätten schlagen müssen. Die Queens sahen hochzufrieden aus, mit dem torlosen Unentschieden einen Punkt abzustauben, was den Fans in Edinburgh gar nicht schmeckte. Jason Cummings war so ziemlich der Einzige, der mich beeindrucken konnte, als sein Schuss aus knapp dreißig Metern Entfernung vom Keeper der Queens, Zander Clark, gehalten wurde. Aber es war nicht gerade ein unvergessliches Spiel, und nach allem, was ich gesehen hatte, würde den Hibs, die mehr als zehn Punkte hinter dem Tabellenführer zurücklagen, ein weiteres Jahr der Aufstieg in die schottische Premiership verwehrt bleiben.

Ich ging ins Hotel zurück, bestellte mir einen Tee, der nie ge-

bracht wurde, nahm ein heißes Bad, verdöste die Fußballergebnisse und *Strictly for Morons* und ging danach um die Ecke in ein Restaurant namens Ondine, wo ich mich mit Midge Meiklejohn treffen wollte, einem der Sportdirektoren. Er war ein umgänglicher Mann mit roter Mähne und grünen Augen. Das Hibernian-Edinburgh-Wappen an seinem Revers erinnerte mich daran, wie alt der Club war: 1875. Und natürlich war diese stolze Tradition eins der Hauptprobleme dieses Vereins. Beziehungsweise jedes altherwürdigen Vereins.

Wir sprachen eine Weile über Fußball im Allgemeinen und teilten uns eine ausgezeichnete Flasche Sancerre, bevor er mich nach meiner Meinung über das Spiel, und noch wichtiger, die Hibs selbst fragte.

»Nehmen Sie es mir nicht übel«, sagte ich, »aber Ihre Probleme liegen nicht auf dem Platz, sondern im Vorstand. Sie hatten jetzt wie viele Trainer – sieben in zehn Jahren? –, die wahrscheinlich alle ihr Bestes gegeben haben, soweit das unter den Umständen möglich war. Ihr aktueller Trainer leistet fantastische Arbeit, und es wird nicht besser, bis Sie das Grundproblem beseitigt haben: Fußballvereine sind wie Regionalzeitungen. Es gibt einfach zu viele. Die Preise steigen, das Publikum schrumpft. Zu viele Zeitungen, die um zu wenige Leser buhlen. Dasselbe gilt für den Fußball. Es gibt zu viele Vereine, die nicht nur untereinander konkurrieren, sondern auch mit dem Fernsehen. Sie haben heute vielleicht zwölftausend Pfund an Eintrittsgeldern kassiert, aber einige Ihrer Spieler kriegen zwei, drei Riesen die Woche, vielleicht sogar mehr. Ihre Lohnkosten fressen zwei Drittel der Eintrittsgelder. Bleiben noch die laufenden Kosten und die Bank. Ihr Unternehmen blutet aus. Vollzeitfußball ist für Sie einfach keine tragfähige Option mehr, was, mit zwei Ausnahmen, für alle schottischen Clubs gilt.«

»Was wollen Sie damit sagen? Dass wir die Flinte ins Korn werfen sollen?«

»Überhaupt nicht. Aber so, wie ich das sehe, bleiben Ihnen nur zwei Möglichkeiten, als Club zu überleben. Entweder Sie machen es wie die Schweden – Vereine wie Göteborg –, und die meisten Spieler arbeiten in Teilzeit als Anstreicher oder Dekorateure. Oder es gibt noch das, was ein französischer Philosoph »*la détestable solution*« nennt. Eine Lösung, die geschäftlich vollkommen Sinn ergibt, aber die Fans nach Ihrem Kopf brüllen lassen wird, Midge, und auch nach dem aller anderen Vorstandsvorsitzenden.«

»Und welche?«

»Eine Fusion. Mit den Hearts. Um einen neuen Edinburgher Verein zu gründen. Edinburgh Wanderers. Midlothian United.«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein. Außerdem wurde das schon überlegt. Und verworfen.«

»Ich weiß. Aber das heißt noch lange nicht, dass es die falsche Lösung ist. Edinburgh ist nicht Manchester, Mitch. Es kann kaum ein gutes Team ernähren, von zwei ganz zu schweigen. Mit den Aktiva des einen Vereins könnten Sie die Schulden abbezahlen und für beide eine Zukunft aufbauen. So läuft das in der Wirtschaft. Das einzige Problem sind die Anhänger. Die Hibs und die Hearts haben zwei der ältesten Fangemeinden Schottlands. Aber bei Inverness Caley Thistle hat es auch funktioniert. In weniger als zwei Jahrzehnten haben sich zwei erfolglose Vereine zusammengeschlossen und sind aus der schottischen Regionaliga bis auf den zweiten Platz der Premiership aufgestiegen. Die Vorteile einer Fusion überwiegen eindeutig. Sie wissen es. Ich weiß es. Selbst die Fans wissen es, rein verstandesmäßig zumindest. Das einzige Problem ist, dass sie nicht mit dem Kopf denken, sondern mit dem Herzen. Wenn Sie mir den Ausdruck verzeihen.«

»Das sind keine normalen Leute«, sagte Midge. »Sie kennen sich mit Hass aus, aber vor allem mit Gewalt. Ich bräuchte wahr-

scheinlich Polizeischutz. Müsste die Stadt verlassen. Wir alle müssten das.«

»Anders haben Sie aber keine Chance. Das gilt auch für die meisten Vereine Nordenglands. Auch die lassen sich von Geschichte und Tradition das Leben schwer machen. Da gibt es dieses schwarze Loch namens Premier League, das alles im englischen Fußball ansaugt, deformiert und verschlingt, was sich ihr nähert. Die großen Vereine werden immer erfolgreicher, und die armen verschwinden. Wer will schon zwanzig Pfund dafür hinblättern, sich anzusehen, wie Northampton Town vom Platz gefegt wird, wenn man Arsenal auch vom behaglichen Eigenheim aus anfeuern kann? Das ist die Physik des Fußballs, Midge. Gegen Naturgesetze kommt man nicht an.«

»Es ist doch nur ein Spiel«, sagte Midge. »Das vergessen diese Spinner manchmal. Nur ein Spiel.«

»Bloß ist es für die das einzige Spiel überhaupt.«

Ich ging zurück ins Hotel, um mir *Match of the Day* anzusehen, obwohl es sich kaum lohnte, weil es nur um schottische Spiele ging. Nicht, dass es bei all den internationalen Verpflichtungen irgendwelche englischen Premier-League-Spiele gegeben hätte, also musste ich mir wenigstens nicht ansehen, wie Arsenal eine Drei-zu-null-Führung vergeigt, wie neulich in der Champions League gegen Anderlecht. Das hatte mich allerdings weit weniger getroffen, als es hätte sollen. Seit ich Fußball wieder mit den Augen eines gewöhnlichen Fans sah, hatte ich etwas wirklich Wunderbares an diesem wunderbaren Sport zu schätzen gelernt. Und zwar: Verlieren lernen ist ein unverzichtbarer Bestandteil des Fandaseins. Verlieren lehrt einen, in den Worten von Mick Jagger: *You Can't Always Get What You Want*. Das ist eine der wichtigsten Lektionen für einen Menschen – vielleicht die wichtigste von allen. Lernen, mit Enttäuschungen klarzukommen, gehört zur Charakterbildung. Rudyard Kipling hat das mal ganz passend

ausgedrückt. Es hilft im Leben, wenn man Triumph und Desaster mit der gleichen Gelassenheit betrachten kann. Die alten Griechen wussten, wie wichtig es den Göttern war, dass Menschen Schicksalsschläge klaglos hinnehmen konnten. Sie hatten sogar ein Wort dafür, wenn man es nicht kann: Hybris. Niederlagen schlucken und die Fresse halten macht einen anständigen Menschen aus einem. Nur Faschisten versuchen, einem etwas anderes einzureden. Ich dagegen halte das für die wahre Bedeutung von Bill Shanklys oft zitierter Bemerkung, beim Fußball gehe es nicht um Leben und Tod, es sei viel ernster als das. Ich glaube, eigentlich meinte er Folgendes: Charakter und Courage zählen mehr als Sieg oder Niederlage. Natürlich darf man das als Trainer nicht laut sagen. Die Spieler in der Umkleidekabine vertragen nur ein begrenztes Maß an Philosophie. Der Scheiß zieht vielleicht auf dem Centre Court in Wimbledon, aber im Anfield oder Old Trafford kommt man damit nicht weit. Es ist so schon schwer genug, elf Männer dazu zu bringen, wie eine Einheit zu spielen, da muss man ihnen nicht auch noch erzählen, dass es völlig okay ist, auch mal zu verlieren.